2.

WIR SIND HART

Vor einigen Tagen, als es gegen Abend richtig kalt und nass war, ging ich nach einem langen und etwas verträumten Spaziergang nach Hause. Ich kam aus dem Walde und dachte an das geheimnisvolle, stille Herbstleben, das mich umgab, — wie die Bäume in den Winterschlaf versinken und wie sie im Frühling mächtig und geräuschlos erwachen werden; wie man diesem Erwachen so dankbar und gespannt lauschen dürfen wird... Wie wunderbar wäre es, zum Beispiel, wenn wir dann das Spriessen und Brechen der Baumknospen als wortlosen, zarten Gesang belauschen könnten, oder noch die Schneeglöckchen und Veilchen...

Plötzlich hörte ich in nächster Nähe am Rande des Waldes ein leises Knistern und Husten, — und es war mir, als wäre ich erwacht... „Wer ist da?" fragte ich

unwillkürlich. „Ein altes Holzfraueli“ ... keuchte es mir entgegen mit schwacher und heiserer Stimme, und ich sah ein kleines, gebücktes Weib am Boden hocken. „Suchet ihr was, Mütterchen?“ ... „Muss nach Luft schnappen: das Bündel hat mich erdrückt... Wohn’ ja ganz alleine, und niemand hilft mir, die Menschen sind hart!“.

Ja, wir sind hart, sagte ich zu mir, als ich ihr das Bündel Holz heimgebracht und sie verlassen hatte. Jeder sorgt für sich und jedem will es scheinen, dass er von dieser Sorge übergenug hat. Was sollte er für andere Menschen noch tun? Er kennt sie ja gar nicht... Auch sind es doch alles selbständige Menschen... Wer würde das gerne haben, dass unbekannte Nachbarn sich in seine Angelegenheiten mischen? Unser ganzes Leben ist schon ein für allemal so eingerichtet, — auf Selbständigkeit, auf gegenseitige Unabhängigkeit. Und darum ist es selbstverständlich, dass sich niemand um Dinge kümmern will, die ihn nichts angehen... —

„Nichts angehen?“ ... Aber fremdes Leiden geht mich doch an! Dass man die Menschen in ihrem erreichten Glück allein liesse und nicht stören möchte, wäre vielleicht schon richtig. Aber fremdes Unglück? Fremdes Unglück bedeutet Leiden und zwar Hilflosigkeit im Leiden. Es seufzt gen Himmel und ruft nach Hilfe... Und das sollte mich nichts angehen? Es stört mich unmittelbar in meinem Glück, es ist meine eigene Not.... Jedes Elend eines anderen ist unser aller Unheil... —

Natürlich ist es gut, dass wir alle frei, unabhängig und selbständig sind: keiner darf dem andern Gewalt antun oder ihn gar unterdrücken. Gott im Himmel, ist aber dieses „Nichtdürfen“ wirklich das letzte und edelste

Wort der menschlichen Freiheit und Brüderlichkeit? Ist es richtig, wenn wir einander sagen: „Du bist so frei, dass du ungestört dahinsiechen kannst?“ Oder: „Du bist so unabhängig, dass du dein Leiden und deinen Jammer ganz einsam tragen darfst?“

Und wenn einen die Last des Lebens erdrückt, wie die Alte am Waldesrand? Und wenn es ihm nicht mehr gelingt, Luft zu schnappen?

Es ist gut, dass wir nebeneinander frei bestehen dürfen... Aber dieses Neben-einander wird ja bei uns ganz unvermerkt und so oft zu einem Aus-einander und Gegen-einander! Unser ganzes Leben eilen wir aneinander vorbei, wie die Fussgänger in der Strasse, — je gleichgültiger, desto „anständiger“... Und wer am Waldesrand erschöpft dasitzt, der ist eben das missratene Unglückskind. Schwach und heiser klingt seine keuchende Stimme... Und der Mensch ist dem Menschen wie eine verschlossene Truhe...

Wie lange haben wir, Kulturmenschen, für die bürgerliche Freiheit gekämpft, bis wir uns dieselbe gesichert haben. Und wie gleichgültig, wie spröde, wie hart haben wir sie gestaltet... Oh, diese „Selbsterhaltung“ im Kanpf ums Dasein!

Nun wohnen wir, freie Menschen, in eigenen, verschlossenen Häusern, an denen das fremde Leben vorbeiseufzt und deren Wände von der Liebe weder durchleuchtet noch erwärmt werden. Hart und trocken ist es in uns; finster und tot ist es um uns herum. Hier ich — dort du. Dein Glück ist mir keine Freude; und meine Not hat dir nichts zu sagen. Wir wohnen „ganz allein“, wie die einsame Alte — jeder für sich.

Und wir sind schon — im Geben und im Empfangen — liebesscheu geworden. Wir schämen uns, weichherzig zu erscheinen. Wir verschliessen unser Herz — aus falsch verstandener Würde; und suchen uns gefühllos zu gebärden — aus falscher Scham. Und die Besten unter uns spielen so lange „den Harten", bis sie wirklich hart werden.

Und dann gehen wir in den Wald, und lauschen den Bäumen und hören kaum, wie der erschöpfte Mensch neben uns seufzt: „Wo ist er, der mir mein Leiden zu tragen hilft? Wo ist er, der sich um meine Not kümmert? Denn was mir Not tut — ist liebendes Herz und persönliche Teilnahme, dass ich nicht zusammenbreche unter meinem Kreuz" . . .

Aber der Wald schweigt, weil er nicht reden kann; und die Menschen gehen vorbei, weil sie hart sind.

Ja, wir sind hart und merken es nicht. Und so wird unser Leben fruchtlos und tot. Und der Odem Gottes bewegt nicht mehr unsere Herzen.

Ist die heutige Weltnot nicht aus dieser Herzenshärte entstanden? . . .